

Nachdruck verboten.

Quitten-Gelée.

Humoreske von B. Kühn in Charlottenburg.

In meinem vierzehnten Lebensjahre kam ich vom Lande, wo ich aufgewachsen war und recht wenig gelernt hatte, in die Stadt.

Hier ging eine vollständige Wandlung mit mir vor. Während ich früher allerlei Sport für die einzige eines Mannes würdige Beschäftigung hielt und den Anblick eines Buches in mir stets die unbehaglichsten Empfindungen hervorrief, fand ich jetzt den höchsten Genuß im Lesen allerlei guter und schlechter Bücher. Eine neue, überraschend schöne Welt stieg mir in ihnen auf. Junge Mädchen in meinem Alter hatten bis dahin selten meinen Weg gekreuzt; ich vermählte sie auch nicht. Beim Spiel wurden sie schon nach kurzer Zeit müde, und wozu sollte man sich sonst noch mit ihnen beschäftigen? Mit anderen Augen sah ich sie jetzt an. Sie erschienen mir als ein unbeschreiblich holdes Etwas, das die Gabe hatte, unendliche Seligkeit in das Herz eines männlichen Sterblichen zu gießen.

Natürlich hatte ich mir in meinen Träumen bald ein Ideal zusammengesetzt; die Hauptbestandtheile desselben waren goldblonde Locken, himmelblaue Augen und ein rosarotes Köckchen. Und das Gesicht wollte mir wohl, — der Traum wurde zur Wirklichkeit!

Ich sah im Garten, vertieft in Schiller's „Entzückung an Laura“, und dachte gerade darüber nach, wie wohl die „trunkenen Früchten hinter Laura gesprungen“ seien, als ein kleiner harter Gegenstand in meine Haare geworfen wurde.

Ich schaute auf, — niemand war zu sehen.

Ich lese weiter, — bums, fliegt mir ein Kirchkern an die Nase, fällt auf das Buch und zieht eine lange Straße über das Gedicht! Erdrückt fahre ich in die Höhe, — ein helles Lachen! — Nicht weit von mir, an einer Fliederhecke, die vorher zum Bestick gedient hatte, steht die Tochter meiner Pension's-Eltern, die „bleiche Lillie mit dem Rabenhaar“, wie sie von den übrigen Zöglingen der Pension, ihren Anbetern, genannt wurde, und neben ihr ein blondes Mädchen, ganz so, wie es mir oft vorgebildet hatte: ein entzückendes Gemisch von Goldblond, Rosa und Himmelblau.

Die beiden Mädchen narkten Kirchkern. Die Blonde schnellte soeben wieder einen Kern auf mich ab.

Dann machte mir die „bleiche Lillie“ noch mit großer Fertigkeit eine lange Nase, — wieder das helle Lachen, — und beide entschwebten, wie ein paar bunte Falter.

Nichts war von ihnen zurückgeblieben, als der Kirchkern, den ich vom Buch genommen hatte und krampfhaft in meiner Hand hielt.

Die „bleiche Lillie“ hieß Käthchen, der „blonde Engel“ Marie Kunze; sie standen in meinem glücklichen Alter und hielten als Klassen-Genossinnen und Nachbarskinder treue Freundschaft. Färtlich umfaßt, oder mindestens Arm in Arm, durchstreiften sie oft den Garten, welcher der Schauplatz unseres Zusammenstehens gewesen war.

Ich heftete mich an ihre Sohlen. Anfangs machte es ihnen Spaß, und sie benutzten meine Notmähigkeit zu allen erdenklichen Diensten; bald jedoch wurden sie meiner überdrüssig und behandelten mich schlecht. Das einzige Band, das sie noch an mich fesselte, bildete der Umstand, daß es ihnen eine liebe Gewohnheit geworden war, durch mich ihre Rechenaufgaben lösen zu lassen. Hierbei allein hatte ich manchmal das Glück, daß Marie einige Worte an mich richtete. Sonst hüllte sie sich mir gegenüber meist in tiefes Schweigen. Ich hielt dies zwar für sehr vornehm und ganz der Ausnahmestellung eines blonden Engels auf der Erde angemessen, aber ich sehnte mich doch sehr, ihr näher zu treten. Der Zufall kam mir zu Hülfe.

Ein heiterer Herbsttag nahte sich seinem Ende, als ich in der entlegenen Laube an der Seite meiner Herzensflamme saß, die zur üblichen Stunde ihre Rechenaufgabe gebracht hatte.

Zum ersten Mal mit ihr allein, — die „bleiche Lillie“ konnte heute und morgen nicht in den Garten kommen; sie hatte Stubenarrest, weil sie einen frischgeborenen Pflaumenkuchen aus Fahrlässigkeit hatte fallen lassen. Aber sie trug ihr Schicksal mit Würde und vergaß sogar nicht, Marie durch mich grüßen zu lassen.

Nachdem ich meinen Auftrag ausgerichtet hatte, warf mein blonder Engel einen langen, nachdenklichen Blick auf mich und fragte: „Gien Sie gern Pflaumenkuchen?“

Einen Augenblick stand das Herz mir still; war es doch das erste Mal, daß sie über etwas anderes als die Rechenaufgabe mit mir sprach, — jetzt durfte ich vielleicht in ihrem Inneren leben.

„Ja!“ stieß ich mühsam hervor.

„Die Pflaumen müssen aber geschält sein; die Schalen liebe ich nicht!“ sagte sie mit Wichtigkeit und legte ihre kleine Hand auf meinen Arm. Ein Wonneshauer ging durch meine Glieder.

„Und knu—knu—knusperrig muß der Kuchen sein!“ brachte ich stotternd heraus, um nur etwas zu sagen.

„Freilich, so liebe ich ihn auch!“ stimmte sie eifrig bei. Blöglig sah sie mich verschämt von der Seite an.

„Wissen Sie, was noch besser schmeckt?“

Ich zermarterte mir das Gehirn, was meinem Engel wohl besser schmecken könnte, fand aber nichts.

„Quitten-Gelée!“ rief sie triumphierend.

„Ja, Quitten-Gelée!“ bekräftigte ich.

Sie nickte befriedigt, faltete die Hände und schaute mit einem so glückseligen Ausdruck in die Ferne, als ob sich vor ihr ein Meer von Quitten-Gelée ausbreitete. Ich zitterte und wagte kaum, noch zu atmen, um sie nicht zu stören. Ihr Bruder Eugen, mit dem ich nur ihretwegen verkehrte, mußte ihr verrathen haben, daß ich von Hause Quitten-Gelée erhalten hatte. Diese zarte Anspielung konnte ich nicht mißverstehen.

„Goldgelb muß es sein und Fäden ziehen!“ septe sie nach

langer Pause hinzu, — flüsternd, als wollte sie mir ein tiefes Geheimniß anvertrauen.

Wie ein Traum überkam es mich, — mir war es, als lege sich eine unendliche Zahl langer, goldgelber Quitten-Gelée-Fäden, ein ganzes Netz um meinen Engel und mich und bände uns auf ewig zusammen.

Schon fing es an dunkel zu werden, da sprang sie mit einem tiefen Seufzer auf: „Ach, ich muß nach Hause; es ist spät!“

„Darf ich Sie morgen um dieselbe Zeit hierher — zu Quitten-Gelée einladen?“

„Aber —“ klang es verlegen; jedoch sah sie mich sehr, sehr freundlich an.

„Bitte, bitte, kommen Sie!“ Durch die Einjamkeit ermutigt wagte ich, ihr zum Abschied die Hand zu bieten.

Lächelnd wiegte sie das blonde Köpfchen, — endlich fühlte ich etwas in meiner Hand, als ob ein Rosenblatt darinnen ruhte. Wenn ein Rosenblatt überhaupt drücken kann, so hatte sie mir die Hand gedrückt.

Blitzschnell war sie entflattert; in der Ferne glaubte ich ihr silberhelles Lachen zu hören.

Die folgende Nacht konnte ich nicht schlafen. Was war zu thun? Nur morgen noch hatte ich den „blonden Engel“ für mich allein, — übermorgen kam die „bleiche Lillie“ wieder, die mir überhaupt nicht gewogen war, da ich nicht zu ihren Anbetern zählte. Lange wälzte ich mich unruhig auf meinem Lager, bis ich zu einem Entschluß kam.

Ich stand auf und machte unter tausend Seufzern und ebenso vielen Schweißtropfen mein erstes Liebesgedicht, das also begann:

Wer kennt nicht das Mädchen,
Das reizend und schön,
Sie heißet nicht Käthchen,
Doch ihr Bruder Eugen.
Und ich liebe sie,
Die göttliche, die,
Die Kunze Marie!

Nachdem ich mein Herz auf diese Weise erleichtert hatte, fand ich endlich die nöthige Ruhe.

Der nächste Vormittag, es war ein Sonntag, ging in maßloser Unruhe für mich dahin. Immer wieder änderte ich das Gedicht; der Ausdruck vermochte nie die Höhe meiner Gefühle zu erreichen. Den Nachmittag brachte ich mit dem Abschreiben zu; ich konnte es niemals schön genug schreiben, besonders nicht meinen Namen zum Schluß mit dem vielsagenden Schnörkel.

Ich hatte eine reichliche Portion Pflaumenkuchen und ein Töpfchen Quitten-Gelée in wundervoll nach Patischuli duftendes Rosapapier zusammengepackt und mit Gold-Siegellack versiegelt. Obenauf in dem Päckchen prangte das Gedicht, auf einen goldgeränderten Briefbogen geschrieben, der mit den sinnigsten Zeichnungen, — ich sehe noch die sich schnäbelnden Tauben und das Bergjähmeinnicht-Gewinde, — verziert war. Das Päckchen legte ich auf den Tisch in der Laube, und süßne Hoffnungen schwellten meine Brust.

Ich selbst vermochte es nicht, ihr gleich unter die Augen zu treten, und beschloß, gedekt durch einen hochgewachsenen Fliederbusch, den Eindruck meines Gedichtes abzuwarten, indem ich den Rest meines Quitten-Gelées neben mich stellte, um auch diesen später auf dem Altar der Liebe zu opfern.

Meine Angebetete ließ nicht lange warten; bald kam sie auf die Laube zu.

Vor dem Päckchen stuzte sie zuerst und wich zurück. Nachdem sie nachdenklich die Hände auf den Rücken gelegt hatte, schlich sie wieder langsam auf den Lebensspigen mit neugierig glänzenden Augen heran. Ein pflüßiges Lächeln flog über ihr Antlitz, halblaut las sie die Aufschrift: „An Fräulein Marie Kunze, Wohlgeborenen, in der Laube.“ Sie erkannte sicher meine Handchrift. Ohne viele Umstände zu machen, erbrach sie das Siegel, zog den Pflaumenkuchen nebst dem Quitten-Gelée hervor und entwickelte sofort einen ausgezeichneten Appetit. Das Gedicht hatte sie nicht einmal angesehen; es lag noch mit dem Umschlagpapier auf dem Tisch! Mir wurde wehe ums Herz. Hinter dem Busch lauernd, konnte ich mich kaum auf den Beinen halten, theils infolge der Aufregung, theils weil ich in dieser Stellung schon seit einer Viertelstunde verharrt hatte.

Jetzt hob sie das Gedicht auf und — leckte das Quitten-Gelée, das am Papier klebte, langsam, sorgfältig bis auf das letzte Krümelchen ab.

Eisfalt fuhr es mir über den Rücken; es war wirklich gräßlich!

Endlich! Sie entdeckte das Gedicht selbst und las.

Tausend Pauken und Trommeten erklangen vor meinen Ohren.

Bald fichernd, bald ernst den Kopf schüttelnd durchflog sie meinen Gefühlserguß bis zu dem kunstvoll verschmörkelten Namen.

Wern wäre ich jetzt aufgesprungen, um zu ihr zu eilen, vielleicht ihr einzelne Schönheiten zu erklären; aber ich konnte nicht, ich war wie gelähmt.

„Jetzt wird sie nach mir rufen,“ dachte ich, „und“ — weiter reichte mein Denkvermögen überhaupt nicht mehr.

Es kam anders! Hochmüthig warf sie das feine Köpfchen in den Nacken, daß die Locken flogen, zerknüllte den schönen Gedichtbogen und warf ihn verächtlich weg.

„Der dumme Junge!“

Laut lachend hatte sie es gerufen. Der Wind führte das Gedicht hinweg, — nicht die suchtbaren Worte!

Das war zu viel für mich, mehr als ein Mensch ertragen konnte!

Ich sank, ein Häuflein Anglied, zusammen, mit dem rechten Arm, der mir als Stütze dienen sollte, gerade in das Quitten-Gelée. Bestürzt sprang ich auf; das zähe Zeug blieb an meinem Kernen hängen, und nur allmählich konnte ich es entfernen, „goldgelbe Fäden ziehend“. Wie ich die Fäden zerriß, war es mir, als zerisse ich auch das Netz, das mein schöner Traum gestern um uns beide gesponnen hatte.

Bei dem Geräusch, das mein „Zusammenbruch“ verursachte, war Marie nach der Gartenthür hin entflohen. Dort drehte

sie sich um, — noch heute sehe ich ihr Haar in der Sonne glänzen, — lachte wieder spöttisch auf und entwand.

Das Lachen klang mir gar nicht mehr silberhell, sondern ebenso häßlich, wie vorher „der dumme Junge“. Der ganze Stolz eines angehenden deutschen Jünglings bäumte sich in mir auf, und ich gelobte mir hoch und theuer, nie wieder meine Liebe an eines dieser herzlosen Geschöpfe zu verschwenden. Und dieses Gelübde hielt ich geraume Zeit, wenigstens den Monden gegenüber. Ein tiefes Mißtrauen gegen diese Farbe hatte sich bei mir eingewurzelt, und noch jetzt, wenn ich goldgelbes Haar bewundere, flüstert mir eine innere Stimme warnend zu: „Quitten-Gelée!“

Nachdruck verboten.

Bitte: waschen!

Von Hasso Harden in Berlin.

Wenn man heute über Seife spricht, erscheint es fast ausgeschlossen, daß unferes großen Landmannes Liebig's Ausspruch nicht citirt würde; der Ausspruch nämlich: daß sich der Kulturzustand eines Volkes nach seinem Verbrauch an Seife beurtheilen lasse. Ich für meinen bescheidenen Theil beginne zwar auch damit; aber nur um zu bemerken, daß ich, offen gestanden und bei allem Respekt vor Meister Liebig's Autorität, an der Richtigkeit seiner Behauptung einen ganz kleinen Zweifel hege. Seife ist zwar eine sehr schöne Sache; allein es ist doch sehr hart, die braven Leuten, welche die Seife noch nicht kannten, auf die niedrigste Kulturstufe zu verweisen. Ja, wenn Liebig noch gesagt hätte, daß sich der Kulturzustand eines Volkes nach dessen durchschnittlicher Keinlichkeit beurtheilen lasse, damit wäre ich einverstanden gewesen! Für die Keinlichkeit ist die Seife aber doch nur mittelbar notwendig.

Die gesammten Völker des Alterthums kannten z. B. die Seife nicht, und sie entbehrten sie vielleicht minder, weil sie gerade im großen und ganzen außerordentlich reinlich waren, d. h. der Körperpflege eine ganz besondere Sorgfalt zuwandten. Plinius erwähnt der Seife noch als eines Medicaments, und die römischen Damen, denen die germanische (oder gallische?) Erfindung zuerst bekannt wurde, haben für ihre ersten Einkäufe gewiß heillose Summen anlegen müssen. Bei den Ausgrabungen in Pompeji traf man allerdings bereits auf einen perfecten Seifenladen, ein Beweis, wie schnell sich damals der transalpine Gebrauchsartikel eingebürgert hat.

Alle Hochachtung übrigens vor jenem Gallier oder jener Hesperienfrau, welche die Seife erfand, deren Namen uns aber leider kein Denkstein meldet. Die Erfindung zeugt von einem chemischen Verständniß, das erstaunlich ist. Heute erscheint es uns freilich ohne weiteres klar, daß Fett, Kalk und Asche eine leidlich brauchbare Seife geben, wie aber die ersten Menschen, welche Seife kochten, ohne diesen Begriff selbst auch nur zu kennen, auf jene Mischung verfielen, das weiß Botan allein. Und daß thatsächlich anno 1 bereits ein schwungvoller Seifenhandel von der Berra und Julia bis zum Tiber stattfand, erscheint um so räthselhafter, als jedes gelehrte technologische Werk uns überzeugend nachweist, wie eigentlich erst durch Chevreul's klassische Untersuchungen über die Natur der Fette eine rationelle Seifen-fabrication möglich geworden sei. — Chevreul aber veröffentlichte seine berühmte Abhandlung „sur les corps gras d'origine animale“ bekanntlich erst 1823.

Das empirische Verfahren hat eben in der Welt allenthalben seine Rechte, und die Seife, die unsere Urgroßmütter, — von den heftischen Urabinnen ganz zu schweigen, — ohne jede chemische Kenntniß selbst abkochten, that auch ihre Dienste. Damit soll indeß nicht gesagt sein, daß unsere heutigen, fabrikmäßig hergestellten Seifen nicht ungleich besser sind, als jene; — daß sie es sind, gebe ich, wenigstens für einen Theil derselben, gern zu. Aber auch nur für einen Theil!

Seife, so belehrt uns die chemische Technologie, ist das Product der Einwirkung von ätzenden Alkalien auf Fette. An Fetten ist nun zwar kein Mangel, dagegen findet man die beiden benutzbaren Alkalien, Kali und Natron, nicht ohne weiteres in der Natur; erst ihre Lösung ergibt die unentbehrliche „Lauge“. Wir werden später sehen, wie man ehebem zu dieser Lauge gelangte, und wie die heutige Seifen-fabrication ihre Laugen gewinnt; zunächst müssen wir uns ein wenig mit den Fetten beschäftigen.

Die denkbare verschiedensten Fette finden in der Seifen-fabrication Verwendung; das Pflanzenreich liefert ihr ebenso reiche Beiträge, wie das Thierreich. Welche Fettarten die Industrie vorzugsweise wählt, ist weit weniger von deren besonderer Tauglichkeit, als von der Billigkeit des Bezuges abhängig, daher in den einzelnen Ländern auch verschieden. Der Talg wird z. B. vorzugsweise in Rußland und Deutschland angewendet, Schmalz in dem Schweine-reichen Nordamerika; Frankreich und Italien ziehen zur Herstellung ihrer vorzüglichsten Seifen in erster Linie Olivenöl heran; Palmöl und Cocosnußöl, sowie Fischthran, ferner Hanföl, Rapsöl, Leinöl, mancherlei Harze werden in fast allen Kulturstaaten in ungeheuren Mengen benutzt, und endlich ist auch ein bei der Stearin-Kerzen-Vereitigung abfallendes Nebenproduct, die Oelsäure, dienstbar gemacht worden. Selbstverständlich werden alle diese Grund-Substanzen nicht nur einzeln, sondern auch in den verschiedensten Mischungen angewendet, ja die Kunst, geeignete Mischungen herzustellen, ist vielleicht die schwierigste Aufgabe der Seifensiederei.

Durch die alkalihaltige Lauge, Natron oder Kali, erfahren die Fette bei der Fabrication eine völlige Umwandlung, und zwar in Seifen und in Glycerin. Jede bei der Seifensiederei übrig bleibende Lauge enthält einen mehr oder minder bedeutenden Zusatz von Glycerin, dem allen unferen Lesern sicher wohlbekannt, auf dem Toiletten-Tisch heute für unentbehrlich gehaltenen Stoff. Die moderne Industrie, die grundsätzlich jedes Nebenproduct zu verwerten sucht, nützt daher auch die überschüssigen Laugen der Seifensiederei stets zur Glycerin-Gewinnung aus.

Ehebem stellte der Seifen-fabricant sich seine Lauge selbst her,

und zwar meist auf ziemlich umständliche Weise mit Hilfe von Holzasche und gebranntem Kalk. So verfuhr zweifellos auch noch Hagedorn's unsterblicher „Johann, der lustige Seifensieder“. Die heutigen Fabricanten haben es indessen bequemer: sie beziehen aus einer chemischen Fabrik das fertige kohlen-saure Natron, vulgo die Soda, lösen sie in heissem Wasser auf und gießen dieses in dem sogenannten „Reisler“, dem Laugenfaß, auf den gebrannten Kalk. Hier bildet sich dann sehr schnell die Lauge, deren erster Aufguss die Feuerlauge, deren weitere schwächere Abgüsse die Abrihtelangen genannt werden. Oft kauft der Seifen-Fabricant aber sogar bereits die fertig zubereitete Natron-Lösung oder den sogenannten Soda-(Seifen-)Stein in der chemischen Fabrik.

Aus der Verbindung von Fett und Kali entstehen stets weiche, aus der Verbindung von Natron und Fett stets harte Seifen. Mit den ersteren, — den Schmierseifen, — haben wir uns hier weniger zu beschäftigen; für die Zwecke des täglichen Lebens ist die Anwendung der harten Seifen vorherrschend, und diese theilt man wieder in Kernseifen, geschliffene Seifen und gefüllte Seifen ein. Nebenbei bemerkt, kennzeichnet diese Eintheilung auch die Güte des Fabricats. Unsere Großmütter stellten nur Kernseife her; — ein ungeheurer Theil der heutigen Seifen ist „gefüllt“. Das ist aber eigentlich eine recht unpassende Bezeichnung für diese modernen Seifen, und „leer“ wäre richtiger; die Füllung besteht nämlich aus Wasser, einem für den Herrn Fabricanten freilich ungemein billigen Stoff.

Wollte unsere Großmutter Kernseife kochen, so bediente sie sich, wie wir sehen, dazu der Lauge aus Asche und Kalk, einer Kali-Lauge; sie erhielt daher auch zunächst eine weiche, eine Schmierseife, und mußte mit dieser noch einen besonderen Proceß vornehmen, um sie in eine harte Natron-Seife zu verwandeln. Dies geschah und geschieht heute noch durch ein Versetzen mit Kochsalz, — das sogenannte Aussalzen.

Zunächst wird also das Fett, — nehmen wir z. B. eine bestimmte Menge Talg an, — mit einem Theil der nöthigen Feuerlauge zum Sieden gebracht und, unter zeitweiligem Umrühren und Zufügen neuer Lauge, mehrere Stunden hindurch gekocht, bis die ganze Masse eine klare durchsichtige, gallertartige Flüssigkeit bildet. Unseren Hausfrauen, die selbst Seife kochen, wird es interessant sein, die maßgebenden Kennzeichen für die richtige Beschaffenheit des damit entstandenen „Seifenleims“ zu erfahren. Dieser soll auf Zusatz neuer Lauge nicht wesentlich dünner werden, von dem Nührspaten nicht abtropfen, sondern in einem zusammenhängenden Strahl abfließen und muß, auf eine kalte Steinplatte gegossen, zu einem dichten Gallert erstarrten.

Ist somit die Verseifung erfolgt, so schießt sich das „Aussalzen“ an. Wir müssen dabei unterscheiden, ob der bisherige Proceß mit Kali-Lauge, oder ob er mit Natron-(Soda-)Lauge durchgeführt wurde. Im ersteren Falle verfolgt der Zusatz von Kochsalz, bekanntlich aus Chlor und Natrium bestehend, zu dem heißen Seifenleim vor allem den Zweck, die bisher entstandene weiche Kali-Seife zum größeren Theil in die harte Natron-Seife überzuführen; es verdrängt dabei, um mit den Worten des Chemikers zu reden, das Natrium des Kochsalzes das Kali aus seiner Fettverbindung; das fett-saure Natron, — die Natron-Seife, — sammelt sich auf dem Wasser, in welchem das mit dem Natrium der Kali-Lauge zu Chloratium verbundene Chlor des Kochsalzes gelöst blieb. Ein kleines Chaussoz-croisoz also zwischen Kali und Natron, wie es in der Chemie nicht selten ist.

Aber auch wenn wir von vornherein die Verseifung mit Soda (Natron-Lauge) vornehmen, können wir das Aussalzen nicht entbehren. Ein, wenn auch schwächerer Zusatz von Kochsalz ist nämlich erforderlich, um überhaupt die Seife von der überschüssigen Flüssigkeit zu scheiden. Unsere Hausfrauen wissen, daß sich Seife im Salzwasser nicht löst (es eignet sich daher auch Meerwasser nicht zur Wäsche); schüttet man also auf den Seifenleim Kochsalz-Lösung, so trennt sich jener vollständig von der Unterlauge; er schwimmt auf dieser, kann abgeschöpft werden und ist zugleich bereits mehr oder minder gereinigt, denn der größere Theil des überschüssigen Alkali und sonstiger lästiger Unreinigkeiten bleibt in der Unterlauge zurück. Die quantitativ richtige Abmessung des Kochsalz-Zusatzes beim Absalzen ist aber eine der Hauptkünste des erfahrenen Seifensieders, denn von ihr ist das leichte, glatte Ausscheiden der Seifenmasse und deren spätere Beschaffenheit wesentlich abhängig.

Nachdem nun der Seifenleim von der Unterlauge abgeschöpft ist, wird er wiederholt mit frischer, schwächerer Lauge und neuen Kochsalz-Zusätzen versotten, das Absalzen also wiederholt, bis alle Unreinigkeiten entfernt erscheinen. Durch das Einfochen concentriert sich die Seife zugleich mehr und mehr, der Schaum verschwindet, sie wird weich und blasenverfend, — „zack“, wie der Seifensieder sagt, — und hier und dort bilden sich an der Oberfläche bereits zähe, feste Stücke. Jetzt schöpft man die Masse wiederum von der Unterlauge ab und füllt sie auf die „Kühlbütte“, schlägt sie hier wohl noch mit einem Eisenstab, um sie gleichmäßiger und inniger zu mischen und gleichzeitig die sogenannten Marmor-Adern hervorzurufen, und bringt sie schließlich in die „Seifenlade“. Der durchlöcherter Boden dieses zum Auseinandernehmen eingerichteten Holzfaßens ist mit Leinwand verdeckt, jedoch die immer noch in der Seife enthaltene Lauge allmählich abzulassen vermag.

Nach einigen Tagen ist die Seifenmasse erkaltet, kann in „Riegel“ geschnitten und in diesen an einem luftigen Orte ausgetrocknet werden. Es ergibt dabei ein Centner Talg etwa 1 1/2 Centner Seife, die aber noch etwa zehn Procent Gewicht durch das Eintrocknen verliert.

Dies, meine hochverehrte Hausfrau, ist der ganz reelle Vorgang bei der Erzeugung einer guten Seife, die den Namen „Kernseife“ wirklich verdient. Aber es giebt auch unter den Seifensiedern schlechte Menschen oder, vielleicht noch richtiger gesagt: es giebt unter der lieben Frauenwelt noch immer unkluge Jungfrauen, die à tout prix billig kaufen wollen. Für sie haben jene die sogenannten „geschliffenen“ und „gefüllten“ Seifen erfunden. Man kann nämlich dem mit Natron-Lauge zubereiteten Seifenleim eine ziemlich beträchtliche Menge Wasser einverleiben, ohne daß das Aussehen der fertigen Seife wesentlich beeinträchtigt wird; es ist nur notwendig, entweder den Seifenleim im Siedefessel noch einmal mit dem all-gemein beliebten billigen Wasser oder einer dünnen Lauge auf-zufüllen, — das Schleifen, — oder das Aussalzen nicht zu vollenden, Wasser im Kühlgefäß zuzusetzen und mit dem Seifen-leim recht gründlich zu verrühren, — das Füllen. Ein geschick-ter Fabricant kann auf die letztere Weise aus 100 Pfund Fett mit Leichtigkeit über 200 Pfund Seife erzeugen.

Die modernen Heizenmeister begnügen sich damit indessen noch nicht; ihnen bietet eine eigenthümliche Eigenschaft des Cocosnußöls Gelegenheit, die Plus-Macherei noch bedeutend zu steigern. Mit diesem Grundstoff hergestellte Seifen nehmen nicht nur an sich einen außergewöhnlich starken Wassergehalt an, sondern das Cocosnußöl verleiht auch, Talg oder Palmöl selbst in geringen Mengen zugelegt, diesen Fetten die gleiche angenehme Fähigkeit. Dank der wasserbindenden Kraft des Cocos-nußöls haben unsere heutigen Fabrik-Seifen daher oft einen ganz enormen Gehalt: an Wasser nämlich. Daß ein perfecter Seifen-künstler aus 100 Pfund Fett seine 250, ja 300 Pfund Seife erzielt, ist nichts Ungewöhnliches, und wir müssen ihm noch äußerst verbunden sein, wenn er auf einen hübschen Zusatz von Speckstein oder Schwefelspath zur Gewichtserhöhung gnädigst verzichtet.

Die Toiletten-Seifen werden entweder durch Umschmelzen der Rohseife und gleichzeitiges Parfümiren auf directem Wege unter gleichzeitigen Zusatz von Farbstoff und Aroma, oder endlich mittelst des sogenannten kalten Verfahrens hergestellt. In allen drei Fällen geschieht das Parfümiren durch ätherische Oele; zu den Grundstoffen aber sollten nur die untadelhaftesten und reinsten Materialien genommen werden, — wogegen freilich bei den billigeren Erzeugnissen nur zu oft geachtet wird. Heute ist die kalte Parfümierung im Fabrik-Betrieb vorherrschend; die erkaltete, geruchlose Seife wird auf der Polir-Maschine in ganz feine Spähne geschnitten, diese werden mit dem ätherischen Del übergossen und zwischen Granitwalzen anhaltend bearbeitet, bis ein gleichmäßig dünnes Seifenblatt entsteht. Eine zweite Maschine, die „Peloteuse“, preßt diese Seifenblätter schließlich in die gewünschten Formen.

Das Verfahren vermeidet den Nachtheil der beiden anderen Bereitungsarten, nach denen die Oele in die heißen Seifen einge-führt werden, wobei jene zum großen Theil verdampfen. Jede Hausfrau, welche selbstgemachte Seife parfümiren will, sollte aus demselben Grunde den Parfüm-Zusatz möglichst spät vornehmen. Vielleicht interessiert unsere Leserinnen ein Recept für die Herstellung einer tadellosen Windsor-Seife: Man vermischt 10 Pfund Hammeltalg und 5 Pfund Olivenöl mit Natron-Lauge von 19 Grad, macht die Seife mit 15grädiger, zuletzt mit 20grädiger Lauge fertig und richtet sie ebenso ab, wie Kern-seife, wobei jeder Laugenüberschuß vermieden werden muß. Nachdem sie gar geölt ist, läßt man sie mehrere Stunden ruhig im Kessel stehen, damit sich die Unterlauge völlig absondert, bringt sie in eine flache Form und drückt sie sorgfältig aus, um sie dann mit einem Gemisch von Lavendelöl, Berga-motöl, Kummelöl und Thymianöl zu parfümiren; die braune Färbung wird einfach durch gebrannten Zucker erzielt.

Die Herstellung der transparenten Seifen galt lange Zeit als ein sorgfältig gehütetes Geheimniß einzelner englischer Fabriken. Seit sich in den beiden letzten Jahrzehnten aber die Glycerin-Seifen mehr und mehr einbürgerten, ist auch der mythische Schleier von den Transparent-Seifen genommen. Sie bestehen meist aus einer Lösung von gewöhnlicher Seife und Glycerin in Alkohol, aus welcher der letztere nachträglich abdestillirt wird; die Masse wird dann in Formen gegossen und in Stücke zer schnitten, die jedoch anfangs eine trübe Färbung zeigen und erst nach längerem Lagern völlig klar werden.

Aus unserer Auseinandersetzung geht hervor, wie sehr der Käufer auf der Reclität des Fabricanten angewiesen ist. Gute Seife ist keineswegs ohne weiteres von schlechter zu unter-scheiden, da der Seifensieder es in der Hand hat, den Wasser-zusatz fast beliebig zu vergrößern, ohne daß das Aussehen des Fabricats wesentlich leidet. Der materielle Werth einer Seife hängt aber vor allem von ihrem Fettgehalt ab; unsere Mütter ließen ihre Kernseifen nicht ohne Grund jahrelang lagern, ehe sie diese in Gebrauch nahmen, damit das Wasser möglichst vollständig verbanne. Indessen kommen bei der Beurtheilung einer Seife, besonders einer Toiletten-Seife, doch auch noch andere Umstände zur Sprache; eine solche soll nur reines, neutrales fett-saures Alkali und darf weder unverseiftes Fett, noch Kochsalz enthalten, von anderen Beimischungen ganz zu schweigen. Leider sind diese Beimischungen meist nur durch eine chemische Untersuchung zu erkennen, wenn sich auch unverseiftes Fett häufig schon durch einen ranzigen Geruch und geringes Schäu-men kenntlich macht. Dagegen ist es nicht schwer, den Wasser-gehalt einer Seife zu bestimmen; man braucht nur ein genau abgewogenes Stück Seife, in seine Spähne zer schnitten, gründ-lich auszutrocknen; der Gewichtsunterschied gegen die erste Wiegung ergibt dann den Wassergehalt. Vermuthet man gar zu grobe Verfälschungen durch Schwefelspath oder Speckstein, so kann man ein Stückchen Seife auch in warmem Spiritus auf-lösen: eine gute Seife löst sich in diesem vollkommen und klar.

Das einfachste Mittel, eine wirklich gute Seife zu erhalten, ist für den Laien aber, nur das Fabricat einer angesehenen Firma zu kaufen. Gerade bei der Seife, deren Bedeutung für die Gesundheit eine so überaus große ist, sollte man diesen Grundsatze unbedingt festhalten und zugleich stets bedenken, daß ihr nicht zuletzt das Wort Rouleaux gilt: Billig und schlecht! Es ist keineswegs notwendig, daß man deshalb zu englischen oder französischen Erzeugnissen greift; wir haben heute in Deutschland eine ganze Reihe vorzüglicher Fabriken, deren Seifen selbst mit den besten der altberühmten ausländischen Parfümerien den Wettstreit erfolgreich aufnehmen können.

Nachdruck verboten.

Einiges über die Blumensprache.

Von F. Ch. B. Avé-Lallemant (?).



Man ist in der Fülle der verschiedensten Bilder und Büchlein über die Blumensprache noch eine Spur von der ursprünglich orientalischen, hoch-poetischen Symbolik zu entdecken, die erst seit der näheren Bekanntschaft mit dem Orient, nament-lich seit den Kreuzzügen, in der üppigen Fülle gegen den Westen vordrang, in der kalten, occidentalen Nüchtern-heit aber den ursprünglichen, reizvollen Glanz verloren hat. So findet man, beispielsweise, in dem glühend-poetischen Hohen-liede den Ausdruck der entzündeten Braut für das Herabwallen der vom Lusthauch gleich schwingenden Palmenzweigen hin und her bewegten Loden des Geliebten, mit dem hebräischen Worte taltal, schwingen, und taltalim, Palmenzweige; dazu aber auch in jedem Gauner-Wörterbuch die technische Bezeich-nung Taltal für — Diebeschlüssel! Erst aus der Mannig-

faltigkeit der Blumen und aus ihrer Zusammenstellung, bildet sich die Blumensprache in sinnvoller, gleichnißreicher Poesie aus. In ihrer Ursprünglichkeit ist diese Blumensprache nicht etwa systematisch aufgestellt. Sie beschränkt sich vielmehr nur auf die angedeutete und im Geist und Mund des Volkes im Oriente fortlebende Bedeutung der einzelnen Blumen und überläßt es dem poetischen Geschick der Redenden, eine verständnißvolle Auslegung für den jedesmaligen, besonderen Fall und Zweck in der Zusammenstellung der einzelnen Blumen zu einem Solam (Strauß), mit treffendem Ausdruck zu gewinnen und zu ver-festigen zu geben.

Der historische Blumen-Katalog ist nicht besonders reich. Es fehlt nach dem zu Grunde gelegten „Mysterien-Buch alter und neuer Zeit“ eine durchgreifende, ja sogar die alphabetisch aufgestellte Ordnung. Indessen soll hier, der gesicherten Originalität wegen, gerade dieselbe Reihenfolge des Mysterien-Buches beobachtet werden, aus der man sich leicht wird zurecht finden können.

Die Rose bedeutet ein Mädchen; die rothe: ein junges, leben-des; die gelbe: ein ungetreues; die weiße: ein gestorbene. Die Nelke kündigt eine männliche Person an. Es giebt Nelken von schwachem und starkem Geruch, von buntschönen Farben, wie von erulter und einfacher Farbe; ferner einfache, doppelte, Federn-, Sammet- und Pechnelken. Jede Art bezeichnet eine besondere Eigenschaft der männlichen Person. Die Aster be-deutet: Mutter oder Vater; die rothe bezeichnet: gut und lieb; die violette: böse, strenge; die weiße: gestorben. Die gefüllte Levkoje bedeutet: Mann oder Weib; die rothe: geliebt; die weiße: gleichgültig; die violette: gehaßt. Die Hyacinthe be-deutet: Freund oder Freundin; die blaue: lieb, gegenwärtig; die weiße: entfernt; die rothe: anderwärts. Die Aurlfel be-zeichnet: Bruder oder Schwester. Das Stiefmütterchen: Witwer oder Witwe. Crocus: ein Kind.

Wird zu den auf eine unbestimmte Person zielenden Blumen Thymian gebunden, so ist die Person männlichen Geschlechtes, wird Reseda dazu gebunden, so ist sie weiblichen Geschlechtes.

Dazu folgt noch das einfache Wörterbuch: Kornblume = Landmann; Ranunkel = Soldat; Lilie = Geislicher; Camille = Arzt; Akelei = Jurist; Goldblad = Kaufmann; Vanille-Blume = Fremder; Tuberoze = Vornehmer; Spide = Geringer; Drangen-blütthe = Reichtum; Feldkummel = Armuth; Tulpe = Stadt; Veilchen = Land; Taujendtschön = Tag; Mohublume = Nacht; Primel = Morgen; Nachviole = Abend; Kresse = Spaziergang; Spanischgeniste = Juch; Balsamine = Gesellschaft; Nitter-sporn = Neise; Iris-Tuberoze = Ball; Jasmin = Garten; Alee-blume = Konzert; Gänseblümchen = Frage; Zelänger Zelleber = lieben; Myrte = heirathen; Diptam = hassen; Krauseminze = fürchten; Bergheimeinicht = wünschen; ein einzelnes Berghe-meinicht = ein Wunsch; Rosmarin = weinen, trauern; Rudenien-Rose = entfernen; Anemone = freuen; Basilicum = sprechen, reden; Naiblume = unschuldig, gut; Kornrade = schuldig, böse; Wile = verschwiegen, heimlich; Hollunder = plauderhaft; Winde = auf-richtig; Neffel = tren; Muslalen-Kraut = angenehm, reizend; Ephen = ewig; einfache Sommer-Levkoje, rothe = heute; weiße = morgen, künftige; violette = gestern, ehedem; Majoran = mein; Melisse = dein; Salbei = sein; Narzisse = ich, mir, mich; Bren-nende Liebe = dich, du, dir; Storchschnabel = Schiff, Weise zu Wasser; Kaiserkrone = Feldzug; Patientia = Krankheit; Himmel-schlüßelchen = Tod. U. s. w.

Nach diesem Verzeichniß findet sich z. B. im orientalischen Mysterien-Buch ein Solam mit folgenden Blumen: Eine Narzisse, Spanischgeniste, Reseda, eine blaue Hyacinthe, weiße Sommer-Levkoje, eine Primel, Jasmin, Majoran, Thymian, Aurlfel, eine dunkelblaue Nelke, Zelänger-Zelleber, eine rothe Rose, ein paar Bergheimeinicht, brennende Liebe und Myrte. Dieser Solam bedeutet: „Ich besuche Dich, liebe Freundin, morgen früh im Garten, mit meinem Bruder, einem rechtschaffenen Mann, der Dich, schönes Mädchen, liebt und Dich zu heirathen wünscht.“

Der alles mumificirende, mittelalterliche Scholasticismus aber verdarb die blühende, orientalische Blumensprache ganz und gar und schuf sich ein eigenes, trockenes System, indem er sich aus vier grünen Kräutern: Rosmarin, Salbei, Majoran und Krauseminze ein Kraut-Alphabet machte, das seine Buch-staben-Bedeutung nach der Zahl der zusammengebundenen Stengel erhielt.

Die öde Einseitigkeit dieses Solam mochte im 17. Jahr-hundert, in der Aera der tollsten Tulpen-Liebhaberei, einen Tulpendächter bewogen haben, das Alphabet nach rothen, gelben, rothweissen, rothgelben und weissen Narzissen in sechs Rubriken mit nur je vier verschiedenen Stengeln einzutheilen, ohne jedoch dem Geschmade und der Poesie damit glücklichere Wege zu zeigen. Noch später wählte man zwölf Blumen verschiedenster Gattung und gab jeder Blume eine nur zweifache Bedeutung. Die Poesie des orientalischen Solams aber ist uns leider voll-ständig verloren gegangen.

Nachdruck verboten.

's Woasl. *)

Gedicht von Julie Dent in München.

„Mein Botern hon i nia net kennt,
Den hat a Baam derichlag'n,
Und ob i je a Quatta g'habt,
Dös kan i net g'wih sag'n.“

Geh, schenk't's ma do a wengerl was,
An Schuach und warma G'wand,
In so an großen Bauernhof,
Da geit's ja allahand.

Bergelt's Gott, Bäurin, tausndmal,
Ja, ja, dös thuat ma not,
Und iazta no a Trümme G'feldts,
Net grad a trudans Brod. —

Denn braacht i heut nix Bessers hoam,
So sagt der Woasenhua,
„Mei Bota schimpfat wia net g'scheid,
Und d' Quatta haut glei zua.“

*) Waife.

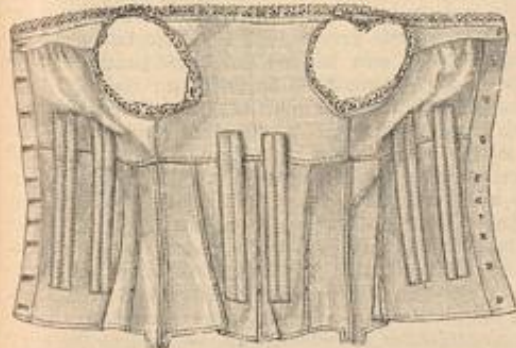
Aus dem Leserkreise

Kachdruck auch im einzelnen unterlagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Gesundheits- und Körperpflege.

Das Corset. — Welche Wandlungen auch die Mode am Schnitte der Kleider vorgeschrieben hat, ob erschreckende Enge des Halses, oder verschwenderische Stoffauswüchse, eines blieb es mehr oder weniger immer gleich: das Corset mit seiner einschürenden Tendenz. Ein enges Corset hindert die ausgiebige Atmung, da der Brustkorb sich in den unteren Theilen nicht erweitern kann. Die Atmung muß oberflächlich werden, da sie nur durch Hebung, resp. Verlängerung des Brustkorbes möglich ist; Magen und Eingeweide, ungemein blutreiche Organe, die, wenn sie normal functioniren, eine gewisse Bewegung vollführen müssen, werden eingeeignet und in ihrer Thätigkeit behindert, die Blut-circulation wird gehemmt. Letzteres ist nun namentlich für die Leber gefährlich, die noch dazu einem directen Druck ausgesetzt wird, sobald eine fogen. Schnürleiber entstehen kann. Ganz besonders schädlich wird das Corset bei jungen Mädchen, die noch im Wachsthen begriffen, und man sei hier doppelt vorsichtig in der Wahl eines Schnürleibes; — wo alle Organe noch in der Entwicklung begriffen, muß jeder Druck vermieden werden, da derselbe eine directe Hemmungsbildung hervorruft. Infolge dieses Druckes auf die Unterleibs- und Brust-Organen wird das Herz in Mitleiden-schaft gezogen, und es entstehen dadurch die mannigfaltigsten Krankheitszustände. Also „fort mit dem Corset!“ müßte demnach die Parole lauten. Starke Damen wollen und können des halbes durch das Corset freilich nicht entbehren, und bei der Art der Damenkleidung, wobei die Röcke ihren Halt über den Hüften, um den Leib finden, wäre ein Binden der Rockbänder ohne das Corset erst recht schädlich. Es fragt sich nun: Wie kann man die Nachtheile des Corsets vermeiden, ohne um seiner unentbehrlichen Dienste willen dasselbe vollständig aus der Frauenbekleidung zu verbannen? Vorerst muß das Corset gut sitzen, d. h. es muß dem Körper der Trägerin angepaßt sein. Leider ist oft das Gegenheil der Fall; das in der Fabrik dudenweise angefertigte Corset wird einfach dem Körper aufgedrungen. Wenn es nur genügend eng ist, so glaubt man, es entspreche allen Anforderungen. Das Corset muß auch mit Leichtigkeit an- und abgelegt werden können; sobald dazu eine gewisse Kraftanstrengung erforderlich erscheint, ist es zu eng. Wenn ein zu enges Corset aufgemacht wird, tritt unwillkürlich sofort tiefe Emathmung ein. Will man sich überzeugen, um wieviel dasselbe zu eng ist, so öffne man das Corset, halte es einfach mit den Händen in der Lage und sehe zu, wie weit die Vorderseiten auseinanderstehen bei ordentlicher Atmung. Ich fürchte, manche der schönen Feinerinnen wird erstaunt sein, wie sehr sie ihrem Körper Gewalt angethan! Man täusche sich nicht selbst, indem man sagt: „Ich kann unter das geschlossene Corset noch bequem eine Hand schieben.“ Die inneren Organe sind eben so nachgiebig und leicht verschiebbar, daß dies auch bei starker Schnürung möglich ist. Sehr elastische und nachgiebige Gummiband-Teile können da nützlich sein. Alle harten steifen Stangen müssen dem Corset fernbleiben, die mancherleichten Gatter bilden feines Fischbein und dünnere elastische Uffedern. Das Corset darf vor allem auch nicht so lang sein, daß Vorwärts- und Seitwärts-Bewegungen behindert werden. Bei gut angepaßter Stütze auf den Hüften wird auch der Hauptzweck, das Tragen der Röcke, leicht erreicht, und wer eine schöne Figur hat, bei dem erfüllt ein „passendes“ Corset auch leicht die Anforderung, welche die Eitelkeit zu stellen berechtigt ist, „eine gute Figur zu machen“. Eine möglichst starke Einschnürung zwischen Hüfte und Brustkorb können wir als Typus einer guten Figur nicht anerkennen. Wenn die geschätzte Leserin sich ein hygienisches Anforderungen entsprechendes Corset anfertigen läßt, wird der Nachtheil desselben auf ein möglichst geringes Maß zurückgeführt, ja es kann sogar ohne jeden Schaden für die Trägerin benutzt werden.

Reform-Corset. — Der Artikel in der Nummer vom 1. März d. J. unter der Rubrik: „Gesundheits- und Körperpflege“, sowie die Antwort an „Eine Freundin des Corsets im Namen vieler Damen der Großstadt A.“ veranlassen mich, Ihnen meine Erfahrungen auf diesem Gebiete zur Verfügung zu stellen. — Auch ich war der Meinung, daß ich ohne die feste Stütze eines modernen Corsets nicht existiren könnte, wurde aber nach mehrfachen Versuchen mit fogen. „Reform-Corsets“ vom Gegenheil überzeugt. Nachdem ich in einem Zeitraum von vier Jahren eine Reihe von Gesundheits-Corsets durchgeprobt habe, kann ich heute mit gutem Gewissen den verehrlichen Mitleserinnen das patentierte „Reform-Corset“ der in der Schweiz approbirten prakt. Ärztin Fr. Dr. Anna Kulnow, — jetzt in Leipzig, — aufs wärmste empfehlen. Abgegeben



Reform-Corset; geöffnet und geschlossen.

von, daß es allen Anforderungen, welche die Hygiene an ein „Reform-Corset“ stellt, in jeder Hinsicht Genüge leistet, verschafft es zugleich eine gute Haltung und ist daher für die Gesundheit von großem Vortheil. — Dieses „Reform-Corset“ wird nach einfachstem Maß aus porösem waschbaren Leinen, Baumwolle-, Ventilations- oder Seidenstoff gefertigt und ist mit leicht zu ent-

fernenden Fischbeinstäben versehen. Weiter hat es den Vorzug, daß sämtliche Unterkleider auf einfache und bequeme Art daran befestigt werden können. Da einer Taille gearbeitet ist, Kleider zum größten Theil Schultern getragen, und es durch eine schädliche Belastung Organe verhindert. Auch die Bänder macht es überflüssig, in praktischer Weise an dem Corset“ angebracht werden durch die Blut-Circulation Hülen unbehindert bleibt. Es dem Körper vollständig an, selbst einzuengen, und bringt Körperform in ästhetischer Geltung. Frau Anna A.

E. D. und Fr. A., Elmüh. — Durch Luft und Sonne braun gebrannte Haut kann nur durch Vermeidung dieser und aller anderen reizenden Mittel allmählich wieder weiß werden: also Schirm und Schuhhut, blauer Schleier u. dgl. m. Ferner Waschen mit Milch, der eine Priese Borax zugesetzt ist; sorgfältiges Abtrocknen mit feinen Tüchern nach jeder Benetzung, auch nach Schweißausbruch. Allenfalls etwas weißer Puder vor dem Ausgehen. Da der braune Farbstoff in der Tiefe der Oberhaut abgelagert ist, kann kein rascher Erfolg erwartet werden.

Dr. D.
Fr. J. M. — Durch Höllesteinlösung können weiße und blonde Haare nur schwarz gefärbt werden, was Ihren Wünschen kaum entsprechen dürfte. Augenbrauen dichter zu gestalten, als die Natur sie angelegt hat, dürfte nur möglich sein, soweit es angeht, die einzelnen Haare kräftiger zu machen; ihre Zahl zu vermehren, liegt bis jetzt außerhalb der menschlichen Kunst.

Dr. D.
Unglückliches junges Mädchen. — Alle Enthaarungsmittel reizen die Haut und müssen deshalb vorsichtig angewendet werden. Am wenigsten erregend scheint die von Anna angegebene Mischung von Schwefel-Parfum, Zink-Oxyd und Anlyon zu sein, die in jeder Apotheke, leider nicht immer gleich gut, angefertigt werden kann. Das von Ihnen genannte Mittel ist uns nicht bekannt. Bei zarter Haut ist Befragung eines Arztes räthlich.

Dr. D.
H. B. — Ihr sogenannter Blutandrang zum Kopfe beruht sehr wahrscheinlich auf zu großer Erregbarkeit der Nerven und Blutgefäße, vielleicht in Verbindung mit mangelhafter Blutbeschaffenheit. Erregende Getränke, wie Kaffee und alle Arten von Spirituosen, sind dabei jedenfalls zu vermeiden, Milch ist wahrscheinlich nützlich. Näheres kann nur nach persönlicher ärztlicher Untersuchung angegeben werden. Daß viele Aerzte es nicht der Mühe werth halten, um solche Dinge sich ordentlich zu bekümmern, ist leider wahr und treibt viele zu den nichts weniger als nöthigen und zweckmäßigen Kuren unwissenschaftlicher „Naturheilkünstler“; es ist aber besser, einen wirklich gebildeten, theilnehmenden Arzt zu suchen, der sich gewiß wird finden lassen.

Dr. D.
Studien in Ungarn. — In Bezug auf Emulsionen, — nicht Emulsionen, — müssen wir unsere Unwissenheit erklären. — Ein recht fetter, gelblicher Feint kann sicher nicht durch äußere Mittel behandelt werden, sondern verlangt eine genaue ärztliche Untersuchung und Behandlung der gesammten Körper-Constitution, namentlich eine zweckmäßig geordnete Lebensführung. Dr. D.
Frau A. E. (43). — Citronen-Aur. Täglich nach dem zweiten Frühstück den Saft von zwei Citronen, mit warmem Wasser vermischt, trinken, hält Entzündung und damit Verstopfung der Gallengänge ab, wodurch den Eruptionen der Gallenblase vorgebeugt wird. Es ist fortwährende Diät zu beachten. Hauptvorschrift: Viel Obst, keine Art Fett, auch jegliche Einschnürung der Taille zu vermeiden. Auf diese Weise habe ich seit zwei Jahren keine Gallenstein-Attacke und stets einen gesunden Magen gehabt.

v. B.
Lulu. — Dr. mod. J. Eichhoff's, nicht Eichhoff's, Ergotin-Seife ist zu beziehen von Ferd. Mühlens, Köln a/Rh. Den Seifenschaum läßt man abends antrocknen und wäscht ihn erst am nächsten Morgen mit warmem Wasser ab. (Siehe auch die Antwort an P. A. 20 in der Nr. vom 15/5 96.) D. Red.
A. A. in D. (55). — Der Aufenthalt in Wörrißhofen hat außerordentlich gesundheitsfördernd auf mich gewirkt; die Wasser-Anwendungen, die nervenstärkende Luft, das einfache, naturgemäße

Leben, dem hier alles huldigen muß, üben den günstigsten Einfluß. — Die Preise sind mäßig, die Hotels einfach, ebenso mit wenig Ausnahmen die Privathäuser. Engländer, Franzosen und Spanier bildeten die Hauptzahl der Aurgäste.
A. L., Berlin. — Ein Mittel, um das Schlaffwerden der gebrannten Stirnlöcher bei feuchtem Wetter zu verhüten, ist uns nicht bekannt. Tragen Sie ein feines Haarnez, das dieselben wenigstens etwas schützt und in allen Haarfarben bei jedem Friseur käuflich ist.
D. Red.



Kronleuchter aus Blech und Draht.



Tischplatte mit Kerbschnitt und Brandmalerei.

und derart an dem Stab mittelst Draht befestigt, daß der Anfaß der Platte verdeckt wird. Zuletzt ist der fast trockene Strick mit Bronze zu bemalen.
E. F.
Tischplatte mit Kerbschnitt und Brandmalerei. — Die vielen hübschen Vorträge für Kerbschnitt, wie für Brandmalerei, beide für Holz bestimmt, ließen mich den Versuch wagen, beide Techniken zur Ausschmückung eines Gegenstandes zu vereinen. Eine Tischplatte bot hierzu die nächste Gelegenheit, und das Resultat fiel ganz nach meinem Wunsch aus; vielleicht dient es gleichzeitig meinen Mitleserinnen zur Anregung. Vorten jeder Musterung und Breite lassen sich dabei verwenden, und zwar würde ich sie in schräger Anordnung vorziehen, da sie Abwechslung in die geraden Linien bringt. Je nach der Größe der Platte können sich die Vorten mehr oder weniger oft wiederholen, wie man auch bei mehr als zwei Vorten mit dem Muster wechseln kann; ja selbst die der einzelnen Rosetten innerhalb der Kerbschnitt-Streifen dürfen sich unter einander ablösen. Auf den Zwischenfeldern, die dem Holzbrand zufallen, kann man die verschiedensten Ornamente anbringen und, sobald nur der Gesamt-Charakter beibehalten wird, jedes Feld anders gestalten. Die zierlichen Rococo-Formen gestalten dem Brennstoffe stolteste Arbeit und ergeben prächtige Wirkung, die noch durch die ruhigen Kerbschnitt-Vorten gehoben wird.
E. F.

Fürs Haus.

Nützliche Wink zum Wohnungswechsel. — Den ungemüthlichen Tagen des Umzugs geht meist eine mehr oder minder gründliche Renovirung jeglichen Hausgeräthes voraus, gilt es doch, die älteren, liebge gewordenen Möbel und Gebrauchsgegenstände in frischem Glanz, den neuen Räumen angemessen, erscheinen zu lassen. Diese oft recht schwere Aufgabe möchten wir mit einigen praktischen Rathschlägen gern erleichtern helfen. Mit den Luxus-Gegenständen beginnend, können wir zur Reinigung für Alabaster das Abreiben mit Terpentin-Öl und ein leichtes Nachreiben mit einem Brei von präcipitirter Kreide und Seifenwasser empfehlen. Gips-Figuren überhäutet man mit trockener Schleimkreide und fähet dann mit trockenem Pinsel und Leinwand darüber. Sind abgebrochene Gipsstücke anzukitten, so löst man etwas Gelluloid in Aether auf, gieht nach 1/4 Stunde die Flüssigkeit ab und verwendet den teigigen Bodensatz als Kitt. Unbemalte Terracotten wäscht man in lauwarmem Wasser, dem Salzsäure (1 Gh-

löffel voll auf 1 l Wasser) zugefetzt ward, dann spült und trocknet man nach. Unansehnlich gewordene Marmorplatten bestreicht man mit einem Brei von ungelöschtem Kalk und Seifenlösung, läßt ihn zwei Tage darauf und wäscht dann mit Seifenwasser ab. Sollen losgelöste Marmorplatten wieder auf Holz befestigt werden, so bereitet man hierzu eine Leim-Auflösung, untermischt sie mit einem Gipsbrei und bestreicht damit die erwärmte Platte.

Zum Befestigen von Wachleinwand auf Holz eignet sich ein gekochter Kleister von 1/2 Pfd. Weizenmehl, 1 l Wasser und 5 g Alaun.

Goldrahmen erhalten neuen Glanz nach dem Abreiben mit einer durchgehenden, fastigen Zwiebel; einige Stunden später spült man ab und trocknet am Ofen, ohne nachzureiben.

Für Kronleuchter und Gegenstände aus Bronze empfiehlt sich das Abbürsten mit dem Abguss von Bohnenwasser, Spülen und Nachtrocknen; für Cuivre poli dagegen eignet sich besser das Reinigen mit Wasser und Salmiak-Zusatz.

Matt gewordene Spiegel erglänzen nach dem Putzen mit Magnesia und Spiritus fast neu.

Teppiche klopfen und bürtet man von beiden Seiten; sind die Farben erblaßt, so frischt man sie wieder auf durch Bestreuen mit Sauertohl, läßt damit den Teppich zusammengerollt einen Tag liegen und bürtet dann ab.

Vinoleum bessert man auf durch kaltes Abwaschen und danach leichtes Abreiben mit einer Lösung von Terpentin-Spiritus und Bienenwachs; letzteres erwärmt.

Delgemälde dürfen niemals mit Seifenwasser abgewaschen werden! Man bedecke sie nur so lange mit einem feuchten Tuch, und erhalte dieses so lange feucht, bis sich aller Staub und Schmutz gelöst hat; ist das Gemälde dann getrocknet, so fahre man sanft mit einem in gereinigtem

Seinöl getauchten Leinwandlappchen darüber. — Ebenfalls mit Weinöl-Abreibung behandelt man



Pasteten-Form und Ragout fin-Döschen.

braune, gepresste Lederfessel. Das Lederfett ist hierfür keinesfalls zu empfehlen.

Wollene Möbelbezüge lassen sich mit bestem Erfolg auf dem Polster reinigen; man bürtet sie mit einer Lösung von weißer Seife und für 60 Pfg. Salmiak auf 8 l Wasser strichweise ab und reibt sie sofort mit einem weißen Leinentuch trocken. Sogar aufsfärben lassen sich Woll- und Plüschbezüge auf dem Polster. Man löst hierzu ein Pöhnig-Pulver (in jedem Droguen-Geschäft in allen Farben erhältlich) in 1/2 l Wasser auf, läßt es 5 Minuten kochen und gießt es durch ein Tuch. Hiermit bürtet man strichweise die Bezüge, läßt sie trocknen und bürtet mit einer neuen, trocknen Bürste nach. Zwei Pulver genügen für 1 Sopha und 2 Lehnhühle.

Das Auffrischen der Möbel geschieht erst nach dem Umzug; das der polirten mit einer Mischung von 2 Theilen Essig und 2 Theilen Del, womit sie betupft und dann trocken nachgerieben werden; das der matten Möbel durch wiederholtes Einreiben und Trocknenlassen; nach einigen Tagen reibt man sie so lange mit Wolltuchern, bis sie matten Glanz zeigen. Eichene Möbel frischt man mit erwärmtem Bier auf. Ist die Politur abgenutzt, löst man ein großes Stück gelbes Wachs mit halb soviel Zuder und 2 Tassenkypfen voll Bier auf, bestreicht die Möbel mittelst Pinsel, läßt trocknen und polirt mit Wollstoff nach. Weiße Wasserflecke lassen sich aus polirten Möbeln durch Cigarrenasche entfernen, die man mit einem angefeuchteten Pflöpsen tüchtig darauf verreibt; dann wäscht man die Stelle klar nach, trocknet mit einem Leder und reibt mit einem weichen Tuch blank.

Pasteten-Form und Ragout fin-Döschen. — Als ich kürzlich diesen feuerfesten und daher praktischen Behälter in einem bekannten Laden für Haus- und Küchengeräthe fand, konnte ich nicht widerstehen und kaufte beides zu dem — scheinbar hohen — Preise von 3,50 Mk. und 1,25 Mk. Die einmalige Ausgabe braucht aber selbst die sparsamste Hausfrau nicht zu schrecken, denn der Preis ist bald wieder eingebracht. Man denke nur an die leicht beschmutzten, verdorbenen Servietten, an den wenig schönen Blechrand, den sie verhüllen sollen, und dann vergleiche man diese niedlichen, innen weiß glasierten, außen braunen Brodtleim-Imitationen mit den früher landesüblichen „Pasteten-Aurichten“!

Lieber den Speisetisch mit etwas „Raffinement“ gedeckt, die Schüsseln in appetitlicher Form gereicht, und dafür an seidenen Kleidern und allzu reichlichen Befäßen ein wenig gepart! Wir geben im großen und ganzen immer noch allzu wenig auf unsere Tafel-Decoration, und doch zeugen gerade die „Kleinigkeiten“ im Haushalt am allerdeutlichsten von dem Geist der Hausfrau, die drinnen waltet. — Ich möchte die kleinen Schüsseln, die übrigens in verschiedenen Größen zu haben sind, allen Mitleserinnen empfehlen.

Reinigung weißer Wollstoffe. — Ein vorzügliches Mittel, weißwollenen Kleidern ihre ursprüngliche Frische wiederzugeben, sind Abfälle von weißen Glacé-Handschuhen, wie man solche in jeder Handschuhfabrik bekommt. Man ziehe den Rock über ein Plättbrett und reibe ihn nun, Strich für Strich, mit den Lederabfällen, dieselben öfter erneuernd. Mit der Taille verfährt man ebenso, schüttelt das Kleid nach dieser Procedur tüchtig aus und bürtet mit einer reinen, weichen Bürste nach. Der Erfolg ist überraschend.

Reinigung weißer Wollstoffe. — Ein vorzügliches Mittel, weißwollenen Kleidern ihre ursprüngliche Frische wiederzugeben, sind Abfälle von weißen Glacé-Handschuhen, wie man solche in jeder Handschuhfabrik bekommt. Man ziehe den Rock über ein Plättbrett und reibe ihn nun, Strich für Strich, mit den Lederabfällen, dieselben öfter erneuernd. Mit der Taille verfährt man ebenso, schüttelt das Kleid nach dieser Procedur tüchtig aus und bürtet mit einer reinen, weichen Bürste nach. Der Erfolg ist überraschend.

Reinigung weißer Wollstoffe. — Ein vorzügliches Mittel, weißwollenen Kleidern ihre ursprüngliche Frische wiederzugeben, sind Abfälle von weißen Glacé-Handschuhen, wie man solche in jeder Handschuhfabrik bekommt. Man ziehe den Rock über ein Plättbrett und reibe ihn nun, Strich für Strich, mit den Lederabfällen, dieselben öfter erneuernd. Mit der Taille verfährt man ebenso, schüttelt das Kleid nach dieser Procedur tüchtig aus und bürtet mit einer reinen, weichen Bürste nach. Der Erfolg ist überraschend.

Reinigung weißer Wollstoffe. — Ein vorzügliches Mittel, weißwollenen Kleidern ihre ursprüngliche Frische wiederzugeben, sind Abfälle von weißen Glacé-Handschuhen, wie man solche in jeder Handschuhfabrik bekommt. Man ziehe den Rock über ein Plättbrett und reibe ihn nun, Strich für Strich, mit den Lederabfällen, dieselben öfter erneuernd. Mit der Taille verfährt man ebenso, schüttelt das Kleid nach dieser Procedur tüchtig aus und bürtet mit einer reinen, weichen Bürste nach. Der Erfolg ist überraschend.

Reinigung weißer Wollstoffe. — Ein vorzügliches Mittel, weißwollenen Kleidern ihre ursprüngliche Frische wiederzugeben, sind Abfälle von weißen Glacé-Handschuhen, wie man solche in jeder Handschuhfabrik bekommt. Man ziehe den Rock über ein Plättbrett und reibe ihn nun, Strich für Strich, mit den Lederabfällen, dieselben öfter erneuernd. Mit der Taille verfährt man ebenso, schüttelt das Kleid nach dieser Procedur tüchtig aus und bürtet mit einer reinen, weichen Bürste nach. Der Erfolg ist überraschend.

Reinigung weißer Wollstoffe. — Ein vorzügliches Mittel, weißwollenen Kleidern ihre ursprüngliche Frische wiederzugeben, sind Abfälle von weißen Glacé-Handschuhen, wie man solche in jeder Handschuhfabrik bekommt. Man ziehe den Rock über ein Plättbrett und reibe ihn nun, Strich für Strich, mit den Lederabfällen, dieselben öfter erneuernd. Mit der Taille verfährt man ebenso, schüttelt das Kleid nach dieser Procedur tüchtig aus und bürtet mit einer reinen, weichen Bürste nach. Der Erfolg ist überraschend.

Reinigung weißer Wollstoffe. — Ein vorzügliches Mittel, weißwollenen Kleidern ihre ursprüngliche Frische wiederzugeben, sind Abfälle von weißen Glacé-Handschuhen, wie man solche in jeder Handschuhfabrik bekommt. Man ziehe den Rock über ein Plättbrett und reibe ihn nun, Strich für Strich, mit den Lederabfällen, dieselben öfter erneuernd. Mit der Taille verfährt man ebenso, schüttelt das Kleid nach dieser Procedur tüchtig aus und bürtet mit einer reinen, weichen Bürste nach. Der Erfolg ist überraschend.

Reinigung weißer Wollstoffe. — Ein vorzügliches Mittel, weißwollenen Kleidern ihre ursprüngliche Frische wiederzugeben, sind Abfälle von weißen Glacé-Handschuhen, wie man solche in jeder Handschuhfabrik bekommt. Man ziehe den Rock über ein Plättbrett und reibe ihn nun, Strich für Strich, mit den Lederabfällen, dieselben öfter erneuernd. Mit der Taille verfährt man ebenso, schüttelt das Kleid nach dieser Procedur tüchtig aus und bürtet mit einer reinen, weichen Bürste nach. Der Erfolg ist überraschend.

Reinigung weißer Wollstoffe. — Ein vorzügliches Mittel, weißwollenen Kleidern ihre ursprüngliche Frische wiederzugeben, sind Abfälle von weißen Glacé-Handschuhen, wie man solche in jeder Handschuhfabrik bekommt. Man ziehe den Rock über ein Plättbrett und reibe ihn nun, Strich für Strich, mit den Lederabfällen, dieselben öfter erneuernd. Mit der Taille verfährt man ebenso, schüttelt das Kleid nach dieser Procedur tüchtig aus und bürtet mit einer reinen, weichen Bürste nach. Der Erfolg ist überraschend.

Reinigung weißer Wollstoffe. — Ein vorzügliches Mittel, weißwollenen Kleidern ihre ursprüngliche Frische wiederzugeben, sind Abfälle von weißen Glacé-Handschuhen, wie man solche in jeder Handschuhfabrik bekommt. Man ziehe den Rock über ein Plättbrett und reibe ihn nun, Strich für Strich, mit den Lederabfällen, dieselben öfter erneuernd. Mit der Taille verfährt man ebenso, schüttelt das Kleid nach dieser Procedur tüchtig aus und bürtet mit einer reinen, weichen Bürste nach. Der Erfolg ist überraschend.

Reinigung weißer Wollstoffe. — Ein vorzügliches Mittel, weißwollenen Kleidern ihre ursprüngliche Frische wiederzugeben, sind Abfälle von weißen Glacé-Handschuhen, wie man solche in jeder Handschuhfabrik bekommt. Man ziehe den Rock über ein Plättbrett und reibe ihn nun, Strich für Strich, mit den Lederabfällen, dieselben öfter erneuernd. Mit der Taille verfährt man ebenso, schüttelt das Kleid nach dieser Procedur tüchtig aus und bürtet mit einer reinen, weichen Bürste nach. Der Erfolg ist überraschend.

Reinigung weißer Wollstoffe. — Ein vorzügliches Mittel, weißwollenen Kleidern ihre ursprüngliche Frische wiederzugeben, sind Abfälle von weißen Glacé-Handschuhen, wie man solche in jeder Handschuhfabrik bekommt. Man ziehe den Rock über ein Plättbrett und reibe ihn nun, Strich für Strich, mit den Lederabfällen, dieselben öfter erneuernd. Mit der Taille verfährt man ebenso, schüttelt das Kleid nach dieser Procedur tüchtig aus und bürtet mit einer reinen, weichen Bürste nach. Der Erfolg ist überraschend.

Reinigung weißer Wollstoffe. — Ein vorzügliches Mittel, weißwollenen Kleidern ihre ursprüngliche Frische wiederzugeben, sind Abfälle von weißen Glacé-Handschuhen, wie man solche in jeder Handschuhfabrik bekommt. Man ziehe den Rock über ein Plättbrett und reibe ihn nun, Strich für Strich, mit den Lederabfällen, dieselben öfter erneuernd. Mit der Taille verfährt man ebenso, schüttelt das Kleid nach dieser Procedur tüchtig aus und bürtet mit einer reinen, weichen Bürste nach. Der Erfolg ist überraschend.

Reinigung weißer Wollstoffe. — Ein vorzügliches Mittel, weißwollenen Kleidern ihre ursprüngliche Frische wiederzugeben, sind Abfälle von weißen Glacé-Handschuhen, wie man solche in jeder Handschuhfabrik bekommt. Man ziehe den Rock über ein Plättbrett und reibe ihn nun, Strich für Strich, mit den Lederabfällen, dieselben öfter erneuernd. Mit der Taille verfährt man ebenso, schüttelt das Kleid nach dieser Procedur tüchtig aus und bürtet mit einer reinen, weichen Bürste nach. Der Erfolg ist überraschend.

und, um das Zerreißen desselben zu verhindern, außerdem durch leichtes Stoffgewebe von einander getrennt sind. In den auf diese Weise aus Papier gebildeten Topf, der von dem inneren und äußeren Rahmen gehalten wird, thut man die stark eingesalzene Nahrungsmittel, nachdem dieselben vorher gut abgewaschen wurden. Sodann gießt man nur so viel kaltes Wasser darüber, daß sie knapp davon bedeckt sind, und stellt den Apparat in ein Gefäß mit kaltem Wasser, welches letzteres in gleicher Höhe mit der inneren Flüssigkeit des Topfes stehen muß. Je nach dem Salzgehalt der Speisen erfolgt nun das Entsalzen in kürzerer oder längerer Zeit. So bedarf z. B. Pötlefleisch einer Nacht, ebenso Bohnen und Schoten; Heringe 12 bis 18 Stunden etc. Man erhält mit Hilfe dieses Apparates ein außerordentlich saftiges Stück Pötlefleisch und eine wohlschmeckende, kräftige Brühe ohne jenen unangenehmen Beigeschmack des Salpeters. C. H. Kleuder u. Co. in Braunschweig haben den Verkauf dieses in vier Größen angefertigten Apparates übernommen.

Gespickte Rebhühner. — Ganz junge kleine Rebhühner werden sauber hergerichtet, ausgenommen und mit einer feinen Trüffel-Farce gefüllt. Dann spießt man die Thierchen, die man in Speck eingebunden, auf einen dicken Drahtstab, — auch eine Spießnadel kann dafür dienen, — und legt sie in eine mäßig große Spätzpanne. Es können 5 bis 7 Stück an einem Stäbchen sich befinden. Seitwärts giebt man braune Butter hinzu, etwas schwarzes Brod und Wurzelwert aller Art, auch eine Prise Cayenne, und brät die Hühner in kaum einer Viertelstunde gar. Beim Serviren kann man sie von dem Stäbchen herabschieben und sie mit frischer Kresse garniren, hübscher ist es jedoch, wenn man vermittelst einiger Dreifirnadeln, die man kreuzweise über einander bindet, eine Art Träger herstellt nach der Art, wie unsere Bestekträger sind, und darauf das Stäbchen legt, an welches die Rebhühner gespickt sind, die nun hängend erscheinen und mit frischer Kresse ausgeschmückt werden. Die Sauce wird apart dazu gegeben, ebenso Kohlkohl oder Salat.

Abonnentin in Heiligenstadt. — Eraszly bereitet man auf folgende Weise: Aus dem oberen Theil eines Rinder-Filet's schneidet man fingerdicke Scheiben, klopft sie mit dem flachen Hackmesser breit, befreit sie von Haut und Sehnen und schneidet sie in kleine runde Stücke, die man mit Salz und Pfeffer bestreut. Hierauf schneidet man einige Zwiebeln in Scheiben, läßt diese mit einem guten Stück frischer Butter, einigen Schinkenscheiben, Pfefferkörnern und Gewürz schwenken, giebt ein Glas Weißwein hinzu und läßt das Eraszly fest gedeckt 1 1/2 Stunde darin dünsten, unter öfterem Zugießen von etwas Fleischbrühe. Sobald die Scheiben weich sind, nimmt man sie vorsänflich heraus, gießt die entfettete Sauce durch ein Sieb und verthocht sie mit einer Mehlschwitze, worin das Eraszly noch kurze Zeit dünsten müssen. — Gerollte Eraszly werden aus flachen, mit fein gehackten Zwiebeln bestrichenen Fleischscheiben bereitet, die man zusammengerollt, im übrigen ebenso wie das Stücken-Eraszly, bereitet.

Langjährige Abonnentin in Liebau. — Honigmeth, 42 l destillirtes Wasser wird mit 10 l Honig versetzt, die Mischung 2 Stunden gekocht und gehörig abgeschäumt; sobald sie ziemlich erkaltet ist, füllt man sie in ein passendes Faß, höchstens bis zum Spundloch und läßt das Faß offen stehen. In mittlerer Keller-Temperatur beginnt die Gährung schon nach 8 bis 10 Tagen und dauert ungefähr 14 Tage; ist sie beendet, so zieht man den Meth vorsichtig, ohne die Gese zu berühren, auf ein anderes Faß und läßt ihn zum zweiten Mal in gleicher Weise gähren, worauf man ihn auf Flaschen füllt. Ein angenehmes Aroma erhält der Meth, wenn man eine Hand voll Hopfen in das Faß giebt; je länger er lagert, vielleicht 6 bis 8 Monate, um so aromatischer und besser wird er.

D. P. in Böhmen. — Geschälte süße Pflaumen. Die geschälten und entkernten Pflaumen werden gewogen; auf 1/2 kg wird 375 g Zuder geläutert, die Früchte hineingelegt und die Schale von 1 Citrone, 30 g Pomeranzenschale, 30 g Sultade, alles klein geschnitten, hinzugefügt. Nachdem die Pflaumen unter öfterem Abschäumen einige Zeit gekocht haben, füllt man sie vorsichtig in Steintöpfe und kocht sie am nächsten Tage nochmals etwas länger auf. Auch ohne die Zuthaten, nur in geläutertem Zuder gekocht, sind diese Pflaumen vorzüglich.

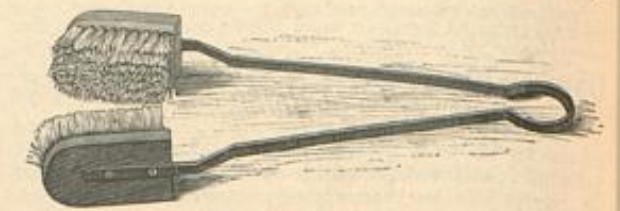
D. V. in T. — Albert-Cake 8, 5 Eigelb und ein ganzes Ei werden mit 150 g feinem Zuder, der abgeriebenen Schale von 1/4 Citrone und 150 g fein gewiegten Mandeln untermischt und eine Viertelstunde gehörig mit einem Holzlöffel geschlagen. Danach giebt man ungefähr 135 g feines Mehl, 1/2 Theelöffel voll gestohlenen Zimmt, eine Messerspitze gestohlene Nelken, klein geschnittene Pomeranzenschale und zuletzt den Schnee von 5 Eiweißen hinzu, rührt alles untereinander, füllt den Teig in kleine mit Butter ausgefärbene Formen, und bäckt die Cakes rasch bei gelinder Ofenhitze.

Eine Unwissende. — Die unreifen Körner des Dinkelweizens werden unter dem Namen Grünkorn als Suppeneinlagen verwendet. — Zur Zeit, wenn die Körner ihre milchige Beschaffenheit zu verlieren beginnen und in einen mehligten Zustand übergehen, schneidet man die grünen Aehren ab, dörft sie im Backofen, bricht sie aus, und läßt sie auf einer Mühle schälen. Suppe bereitet man von 150 g gemahlene Körnern, die in Wasser und 50 g Butter eine halbe Stunde ausgequillt und dann in 3 l kräftiger Fleischbrühe weichgekocht werden. Die durchgeseihete Suppe wird mit zwei Eigelben legirt und über gerösteter Semmel angerichtet.

E. M. in B. — Ingwerplätzchen (Honiggebäd). Zu 1/4 l gesiebtes Mehl mischt man 1 Tassenlopf feinen Zuder und 2 g gesiebtes, doppelkohlensaures Natron, rührt 1/2 Tassenlopf Milch, 15-20 g Butter, 1/2 Tasse Honig und 2 Theelöffel gestohlenen Ingwer schnell darunter, giebt 1 g aufgelöste Citronensäure oder Citronensaft hinzu und knetet den Teig schnell durcheinander. Von dem 1 cm dick ausgerollten Teig werden Plätzchen abgestochen und glasiert, bevor man sie auf butterbestrichenem Brett bäckt.

Gärtnerei.

Blätterbürste. — Zu den Neuheiten, deren praktische Verwendung viel Zeit und Mühe im Haushalt ersparen, gehört zu-



Doppelbürste zum Reinigen von Blattpflanzen.

nächst eine neue Doppelbürste zum Reinigen von Blattpflanzen, in Form einer 30 cm langen, federnden Zange von grünlackirtem Metall, deren beide Enden in zwei sich gegenüberstehende 5 cm lange, weiche Bürsten auslaufen. Bei der Benutzung wird das Blatt zwischen beide, etwas angefeuchtete Bürsten genommen, die Zange mit leichtem Druck geschlossen und durch Hin- und Herbewegen derselben das Blatt gleichzeitig auf beiden Seiten gereinigt. Preis Mk. 1,75.

Jade mit geknüpften Aermeln. — Die neue Nummer der Illustr. Frauen-Zeitung v. 1/8 96 wurde mir in großer Galamität zu so erfreulicher Hülfe, daß ich nicht unterlassen möchte, mit meinem Dank auch meinen Mitleserinnen einen Dienst zu leisten. Ein böser Unfall, der den Bruch der linken Arm-Speiche veranlaßte, zwingt mich, viele Wochen mit unbehaglichem Gipsverbande zuzubringen. So war ich nicht allein zur Unthätigkeit verurtheilt, sondern auch während dieser letzten köstlichen Sommertage an das Haus gefesselt, da der unbewegliche, starke Arm es mir unmöglich machte, eine Toilette anzulegen. Da fand ich denn, in meiner Zeitung blätternd, die reizvolle lose Jackenform, die ich mir, unterstützt von einer Näherin, anfertigte, ohne Futter, aus leichtem Alpaca, vorn mit verdecktem Knopfschluß. Den linken Ärmel schnitt ich der Länge nach mitten durch, ebenso ließ ich die erste Seitennaht offen und verschloß beides mit Knopfsacke und -Leiste. Befonnene glatte Knöpfe in der Farbe des Stoffes, 8 cm von einander entfernt, und correspondirende Fäden aus Seidenschur vermittelten den Schluß, sodas ich, ohne den kranken Arm in eine andere Lage zu bringen, die Jade über- und abstreifen kann, um so leichter, da die losen Falten in Rücken- und Vordertheil so bequem nachgeben. Ein weicher Umlegebogen hilft die um den Nacken liegende Binde tragen; vorn eine breite Bandschleife mit langen Enden rahmt den leuchtenden Gipsverband. Mit dem völlig Promenaden-gerechten Anzug ist ein großes Hinderniß glücklich überwunden. M. B.

Allgemeines.

Cape mit gemalten Blumen. — Seit die Mode die Malerei zur Ausstattung von Kleidungsstücken begünstigt, habe ich mich verschiedentlich an die Verzierung von Gürteln, Hals-Garnituren, Bändern etc. gewagt. Die Bewunderung meiner Arbeiten durch die damit Beschenkten ließ mich den tüchtigen Entschluß fassen, meine Kunst auch an einem größeren Toiletten-Stück zu versuchen. Ein Cape wurde als Veruchs-Object ausersehen und hat sich als überraschend dankbar erwiesen. Nach der Grundform des Cape-Schnittes in der Nr. vom 15. März d. J. vertheilte ich den von einem schwarzen Atlasleide übrig gebliebenen Stoff in 8 Theile, die vor dem Zusammenlegen mit rosa Akazienzweigen in Gouache (Aquarell-Deckfarben) bemalt wurden. Die beiden Vordertheile trugen je einen großen Blüthenzweig, die kleinen Blüthen lagen den übrigen Theilen, unregelmäßig verstreut, auf. Der Anzug blieb unbemalt. — Schwarzer Taffet füttert die hübsche, herbstliche Hülle. Fr. v. P.



Cape mit gemalten Blumen.

Das Treppensteigen. — Vor einiger Zeit fand ich in einer amerikanischen und bald nachher in einer französischen Zeitschrift eine kurze Abhandlung über die Frage: Wie soll man eine Treppe hinaufsteigen? Weil mir die Frage wichtig genug erscheint, um ihr einiges Interesse zuzuwenden, so möchte ich die aus beiden Artikeln geschöpfte und seit einigen Wochen praktisch erprobte und als werthvoll befundene Wissenschaft zu Ruh und Frommen aller die hohen

Großstadt-Treppen mit Seuzgen Erklimmenden bekannt geben. Im allgemeinen stützt man sich, um von Stufe zu Stufe zu gelangen, nur auf den vorderen Theil der Fußsohle. Das aber macht das Treppensteigen so ermüdend, weil das ganze Körpergewicht auf diese Weise nur von gewissen Muskeln des Beines und Fußes getragen werden muß. Vom hygienischen Standpunkt aus ist dagegen nothwendig, das Körpergewicht möglichst gleichmäßig zu vertheilen, indem man den ganzen Fuß auf die erste Stufe setzt, mit langsamer, aber entschlossener Bewegung die zweite Stufe durch den anderen Fuß in gleicher Weise gewinnt und so fortfährt. Auf diese Art ist kein Muskel besonders belastet, und das Körpergewicht wird von allen Muskeln der Schenkel und Beine getragen. Es bedarf meiner Ansicht nach keiner großen anatomischen Kenntnisse, um die Richtigkeit dieser Behauptung einzusehen. Ich bringe die Lehre täglich und mit fühlbarer Erleichterung praktisch in Anwendung, weil ich mir sage: eine gute Hausfrau muß in allen Dingen sparsam sein, warum nicht mit ihren Kräften? Frau G. M.

Verlagsquellen: Reform-Corset: J. G. Eisler, Leipzig. Grimmaischestr. 27. — Pasteten-Form und Ragout fin-Döschen: E. Reuschel, W. Leipzigerstr. 101/102. — Blätterbürste: E. Cohn, W. Leipzigerstr. 88.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leierreise“ übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlagsquellen: Reform-Corset: J. G. Eisler, Leipzig. Grimmaischestr. 27. — Pasteten-Form und Ragout fin-Döschen: E. Reuschel, W. Leipzigerstr. 101/102. — Blätterbürste: E. Cohn, W. Leipzigerstr. 88.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leierreise“ übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlagsquellen: Reform-Corset: J. G. Eisler, Leipzig. Grimmaischestr. 27. — Pasteten-Form und Ragout fin-Döschen: E. Reuschel, W. Leipzigerstr. 101/102. — Blätterbürste: E. Cohn, W. Leipzigerstr. 88.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leierreise“ übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlagsquellen: Reform-Corset: J. G. Eisler, Leipzig. Grimmaischestr. 27. — Pasteten-Form und Ragout fin-Döschen: E. Reuschel, W. Leipzigerstr. 101/102. — Blätterbürste: E. Cohn, W. Leipzigerstr. 88.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leierreise“ übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlagsquellen: Reform-Corset: J. G. Eisler, Leipzig. Grimmaischestr. 27. — Pasteten-Form und Ragout fin-Döschen: E. Reuschel, W. Leipzigerstr. 101/102. — Blätterbürste: E. Cohn, W. Leipzigerstr. 88.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leierreise“ übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Küche.

Entsalzungs-Apparat „Victoria“. — Als besonders zweckentsprechend und nützlich für die Speisebereitung erweist sich ein von Dr. G. Fr. Meyer erfundener Entsalzungs-(Osmose-)Apparat, der zur Entfernung des überflüssigen Salzes aus allen damit confervirten Nahrungsmitteln oder versalzenen Speisen dient, ohne denselben die Nährkraft und den Wohlgeschmack zu nehmen, wie dies bei dem bisher üblichen „Wässern“ leicht der Fall ist. Der Apparat besteht aus zwei durchlöcheren, über einander geschobenen Metallrahmen, welche durch Pergament-(Osmose-)Papier